

Neue Sachbücher

also bin ich

Wie der Junge aus den Koma-Visionen des erwachsenen Noah wirkt das Kind Noah eher passiv und beobachtend, und sein Weg vom bloßen Zuschauer hin zum Schauspieler will nicht recht überzeugen. Ähnlich schwach ist Griesemers Versuch, dieser wenig weltumfassenden Geschichte größere Tiefe zu verleihen, indem er Noahs Schlaganfall und Koma zeitlich exakt mit dem Attentat des 11. September 2001 zusammenfallen lässt. Während das Private in Griesemers Bestseller „Rausch“ aus dem Jahr 2003 überzeugend mit zeitgenössischen Hoffnungen und Ängsten verweben wird, humpelt der leidende Noah in „Herzschlag“ lediglich ein paarmal zu Ground Zero, und seine Lebensgefährtin Cecily stellt sich banale Fragen über Sinn und Unsinn der Kunst nach 09/11.

World Trade Center hin oder her – die Kunst, die Griesemer vor allem in der zweiten Hälfte des Buchs an den Tag legt, entschädigt für manche Schwächen. Großartige Passagen gelingen ihm interessanterweise immer dann, wenn es am wenigsten um seine eigenen Erfahrungen zu gehen scheint. Zum Beispiel Noahs Tante Stephanie, die sich auf dem Weg zu einer illegalen Abtreibung nur an ihrem „Glücksbringer“ festhalten kann: „ein blasser, glücklich lächelnder Fuchs aus Kiefernholz. Stephanie hielt den etwa baseballgroßen Kopf auf dem ganzen Weg von New York in der Hand, rieb über die weichen Rillen, die Wilburs Messer ins Holz gekerbt hatte, und lauschte dem Klackern der Pillen. Als sie ihr Ziel erreichte, war der Fuchskopf glatt, und sie war zgedröhnt.“ Das beeindruckt weit mehr als Noahs wenig erhellende Aphorismen über Sinn und Wesen der Schauspielerei, in denen er kaum mehr als das Sprachrohr seines Autors zu sein scheint.

So wie er schon seine Kindheitstraumata oder auch die Schmach eines verpatzten Filmdebüts in dramatischen Monologen verarbeitet hatte, so mündet auch die Geschichte von Noahs Leben nach seinem Schlaganfall in eine Theateraufführung, die auf den letzten Seiten von „Herzschlag“ beschrieben wird. Besonders viel hat sich an seinem Leben folglich nicht geändert, und dieses Ende, wiewohl es sich aus den vorausgegangen gut vierhundert Seiten schlüssig ergibt, ist fragwürdig. Was ist das für ein schauspielerischer Erfolg, der sich aus der Ausstellung persönlichen Schicksals speist, wie möglich ist Kunst, wenn sie dem autobiographischen Impuls allzu leicht nachgibt? Und wie gut kann dieser Roman sein, in dem Griesemer seine eigenen Theatererfahrungen weit weniger fiktional verbrämt als noch in „Rausch“ und dabei an keiner Stelle über die Risiken von Theater als Selbsttherapie des Schauspielers, des Romans als Selbstausdruck des Autors nachdenkt?

Theater ist einzigartig. Aber genau deshalb können die Erfahrungsberichte Noahs und mit ihm John Griesemers, kann die bloße Beschreibung einer Performance, die Verlagerung des Dramatischen ins Medium des Romans, nicht ohne Verluste ablaufen. Für diese Übertragungsschwierigkeit entwickelt „Herzschlag“ kein Bewusstsein. Die Antwort auf die Frage, was der Roman gegenüber dem Drama anders oder besser leisten könnte, bleibt Griesemer ebenfalls schuldig. Vielleicht darf man sich darüber ja an anderer Stelle Aufschluss erhoffen – aber vielleicht wäre es besser, wenn er sich in Zukunft wieder mehr auf eine andere Dimension des Theaters, und übrigens auch des Romans, besänne: zu anderer Zeit, an anderem Ort ein anderer als man selbst zu sein. MARGRET FETZER

John Griesemer: „Herzschlag“. Roman. Aus dem Amerikanischen von Henning Ahrens. Arche Verlag, Hamburg 2009. 432 S., geb., 25,- €.

Und wie steht es mit der Männerfrage?

Es musste auch ohne die verwirrenden Frauen gehen: Claudia Bruns gewinnt dem Fall Hans Blüher manche Einsichten zum Verhältnis von Politik und Männlichkeit um 1900 ab.

Man stelle sich vor, man gelange auf einer langen Reise, die Traum und Wirklichkeit verschwimmen lässt, zu einer Pension. Erschöpft bezieht man das Zimmer, das einem der wunderliche Portier zugewiesen hat, und erstaunt stellt man fest, dass es sich um kein gewöhnliches Zimmer handelt: Vielmehr ist man geradewegs im Oberstübchen, in der Innenwelt eines Menschen gelandet. Verwirrt-verstohlen ergreift man die Gelegenheit, sich im Leben dieses Menschen umzuschauen.

Wie dem Ankömmling in der Pension, so ergeht es dem Leser des Buches von Claudia Bruns. Man wird eingeladen zur Besichtigung der Innenwelt eines Sonderlings. Das Buch bietet nicht nur einen Abriss zum Verhältnis von Politik und Männlichkeit um 1900, vor allem gewährt es Einblick ins Leben, Denken und Fühlen Hans Blüher. Nur als Nebenfiguren lässt Bruns noch andere bewegte Männer des frühen zwanzigsten Jahrhunderts auftreten, so etwa Heinrich Schurtz, der als Völkerkundler die Männerbund-Propaganda vom Zaun brach, oder den „Maskulinisten“ Benedict Friedlaender.

Dass Hans Blüher ein Sonderling war, ist allerdings fast schon untertrieben; er selbst erklärte im Jahre 1912, er sei als „eine ziemlich pathologische Natur“ dabei, sich in „eine Art Explosivkörper“ zu verwandeln. In Blüher's Geschichte mischen sich auf verzwickte Weise Absseitiges und Einschlägiges, Furchtbares und Bedeutsames. Er trieb die Wandervogel zur Ekstase, wollte die wahre Männlichkeit vor dem „entartenden“ Einfluss von Frauen und Juden schützen und pries die Homosexualität als höchsten Zustand des Menschseins. Er war ein schrecklich schräg justierter Seismograph für Spannungsfelder in der Moderne – und er stellte eine Frage, die der im späten neunzehnten Jahrhundert heftig diskutierten „Frauenfrage“ eigentlich auf dem Fuße hätte folgen müssen und doch heute noch sperrig klingt: „Und wie steht es mit der Männerfrage?“ Sei es nicht „interessant für unsere Art zu denken“, so Blüher 1917, „dass es dieses Wort überhaupt nicht gibt?“

Blüher und seine Mitstreiter machten im Tragwerk moderner Gesellschaften eine wacklige Stelle ausfindig. Wir seien, so schrieb Blüher 1913, „längst darüber hinaus, in der Familiengründung die Grundlage zur Staatenbildung zu sehen“. Damit lag er richtig: Er bekräftigte nur ein Prinzip, das sich seit dem siebzehnten Jahrhundert in der westlichen Welt langsam, aber sicher durchgesetzt hatte: dass die Politik nämlich nicht nach dem Modell der patriarchalen Familie organisiert werden soll und die monarchische Herrschaft des Landesvaters von einer Gesellschaft der Gleichen abgelöst ist. Und doch blieb die neue Grundlage der Politik wacklig: Umstritten war, ob neben den Männern auch die Frauen zu dieser Gesellschaft der Gleichen Zugang erhalten sollten; und offen blieb auch, wie Politik und Familie neu zueinander ins Verhältnis zu setzen seien.

Claudia Bruns führt vor, wie Blüher und seine Mitstreiter mit großer Verve eine Lösung für jene offenen Punkte entwickeln, die zugleich simpel und radikal verdreht ist. Diese Lösung setzt an bei der

alten Devise, dass die Politik Sache der Männer, die Familie Sache der Frauen sei. Um nun aber sicherzustellen, dass die Männer vom „weichen, unheldischen, träge“ Einfluss der Frauen ferngehalten werden, müssen sie nach Blüher ihre Identität ausschließlich im „Männerbund“ finden. Der Bund ist ein Sammelbecken für Männer, die vor den Frauen die Beine in die Hand nehmen.

An die Stelle des üblichen Multitasking, bei dem Männer wie Frauen in Beruf, Familie und Politik jeweils verschiedene Aufgaben wahrnehmen, tritt ein geschlossenes Modell, in dem jeder Mann vor allem eines sein soll: ein „Mann-Mann“. Die Familie ist, wie es heißt, „antisocial“ (Otto Ammon), die Frau „antigenial“ (Benedict Friedlaender), der Männerbund bringt eine „weiberefreie Geselligkeit“ zur Entfaltung, in der heterosexuelle Energien bekämpft werden und homosexuelle Energien zur Entfaltung kommen. Mit dem Kampf gegen die familiäre Privatsphäre

um die Frage, wann ein Mann ein Mann sei, ob er sich auf Frauen einlassen oder mit Kumpeln die Sau rauslassen soll.

Das Buch hat allerdings einen Haken: Es trägt einen Titel, der ein falsches Versprechen enthält. Angekündigt wird eine Darstellung, die von 1880 bis 1934 reicht. Wahrscheinlich sah sich die Autorin geradezu gezwungen, dieses Versprechen zu geben, denn es passt zu der Erwartung, die wohl jeden Leser sofort überkommt: dass man nämlich Näheres über die Transformation der Männerbünde in die nationalsozialistischen Schlägertrupps erfahren möge. Natürlich war die Jugendbewegung, waren Blüher's Wandervogel und all die anderen Organisationen nicht allesamt faschistoid; bekanntlich kam es schon 1914 bei der Frage, wie zum Weltkrieg Stellung zu beziehen sei, zu inneren Streitigkeiten. Entsprechend gespannt wartet man auf Bruns' Antwort auf die Frage, welche Arrangements es zwischen Militarismus und Homosexualität gege-



Ohne weibliche Ablenkung: Wandervogelgruppe im Jahr 1931

Foto Süddeutsche Zeitung

stellt sich der Männerbund geradewegs in den Dienst des Vaterlands, weshalb Blüher den Kampf gegen die strafrechtliche Verfolgung der Homosexuellen kurzerhand zu einer „völkischen Angelegenheit“ erklärt. Bruns schildert einen ziemlich abenteuerlichen Schulterschluss zwischen denen, die sich für die Emanzipation der Homosexuellen einsetzen, und denen, die die faschistoide Selbstinszenierung wahrer Männlichkeit proben.

Allzu beiläufig erwähnt die Autorin, dass sie sich mit ihrer Geschichte des Männerbunds als eine Art Anti-Theweleit positionieren möchte. Klaus Theweleit hatte in seinen „Männerphantasien“ die Rettung vor der faschistischen Panzerung der Männer in der „Anrufung einer heilenden Weiblichkeit“ gesucht. Bruns sieht darin eine Idealisierung der Frau-Frau, in der sich spiegelbildlich die Idealisierung des Mann-Mannes wiederholt. Ihre Sympathien gehören offenbar eher denen, die den Mann-Frau-Gegensatz entdramatisieren wollen. In diesem Zusammenhang wirft sie auch einen Seitenblick auf die romantische Subjektivität. Erhellend ist Bruns' auf entlegene Quellen und Nachlässe gestützte Darstellung der Krise der Männlichkeit um 1900 allemal; in weiten Teilen liest sie sich auch wie ein vorweggenommenes Echo auf die aktuelle Debatte

ben hat und mit welchen politisch-erotischen Strategien die Männer dann faschistisch eingeordnet wurden. Doch Bruns' Darstellung bleibt fast durchweg auf die Jahre vor 1914 fixiert. Schon der Streit im Ersten Weltkrieg wird stiefmütterlich behandelt, über die revolutionäre Hoffnung auf eine „vaterlose Gesellschaft“ nach 1918 verliert sie kein Wort. Was schließlich die Radikalisierung um 1933 betrifft, bei der der Nazi-Philosoph Alfred Baeumler eine Schlüsselrolle gespielt hat, so wird man mit zehn Seiten abgespeist; das ist ein Jammer.

Wahrscheinlich ist das Schwächeln der Autorin beim Spannen des historischen Bogens auch eine Folge der Unsicherheit, dass glänzende Dissertationen wie diese geradewegs in Bücher umgetopft werden; verzichtet wird – so auch hier – auf den Versuch, eine akademische Schrift in ein von vorne bis hinten stimmiges Werk zu verwandeln, das dem Leben im Schattenreich der Bibliotheken zu entkommen vermag. So muss man sich mit dem begnügen, was – immerhin! – geboten wird: die spannende Besichtigung einer ganz besonderen Männerwelt im frühen zwanzigsten Jahrhundert. DIETER THOMÄ

Claudia Bruns: „Politik des Eros“. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934). Böhlau Verlag, Köln 2008. 545 S., br., 44,90 €.

Gutt
KairÜber ein
Vorwort

Vor dem G... die Götter... harte Arbeit... gungen und... cher Qualifi... ne die ausges... on erschiene... gleichende S... und Vorwort... Verfassungs... Entwicklung... der EU“ (Di... Berlin 2009... das Werk... Stoßseufzer... USA. Manch... über den Atl... Schimmer de...

Immerhin... europäischer... wengleich... Durchatmen... nostiziert prä... te Europa in... zum wiederh... ließ die notw... Gestaltungs... kennen.“ Sok... weist dafür... Arbeit entsp... chen Verket... Oder nach ar... untypischem... zelten Wahr... Beim Vorwor... halter) sinnv... ist das akad... toras „das nu... zu nennende... dings ausgefa... danke an die... Verfasser nic... ell dürrtigere... haft – und es... spruch höch... murmels.“ W... Dissertations... Ungewöhn... Bekenntnisse... fe Einsichter... mussten meir... und Lebensm... bin allen über... me Gelassen... Mischung soll... denken. Schw... ter und offen... „Wie oft wur... stellung durch... parlamentar... säumt, bevor... rigen Faktum... Mischung au... Geduld (wie l... tem, aber u... Druck und wo... klagenswerter... te.“ Wenn Eit... ziert, ist' sie... Frau und Töcl... unfreundliche... barkeit zuge... reichte wie d... blick' meines... blicke könne... sein. Waren c... der Doktoran... Verwegene ha... im Winter 20... zu Guttenber... Kairos nicht v... Lektüre der D... ters machen.

Nicht selten, n... Zuneigung, hat... ihre Gesundheit... prüft er heimlich... und das Profil u... Winterschuhe un... rat an Vitamin...

RALF ROTHMANN

Feuer brennt nicht

Elektriker und dem Klempner und durchstreift nach der Arbeit die Möbelhäuser und bringt Kataloge und Stoffmuster mit. Sie kauft helle, zum Parkett passende Schränke und Regale aus Birken- oder Kirschholz, massive, aber leichte Rattansessel und ein großes Sofa aus dunkel-

Nicht selten, n... Zuneigung, hat... ihre Gesundheit... prüft er heimlich... und das Profil u... Winterschuhe un... rat an Vitamin...

sagt: Zweimal umziehen ist wie einmal ausgebombt werden.“

Die Arbeit am Text wird absehbar, die Nerven zittern. Zwar mehren sich wie meistens gute Zeichen: das lange gesuchte Motto findet sich ein, Episoden, die nicht zu ihrer Form kommen wollten, run-

n Balkon... men und... gelegenen... der Firste... s zum See... er sind... cherung... chner...